

## Die Luft so still . . .

Die Luft so still und der Wald so stumm  
An dieser bewachsenen Falde,  
Ein grüngewölbtes Laubbach ringsum,  
Ein Wiesental unten am Walde.

Nur Amselschlag einsam und weit,  
Und Falkenschrei aus der Höhe,  
Und nichts Lebendiges weit und breit,  
Als im Waldtal grasende Hehe.

Wildblühende Blumen spritzen umher,  
Rings stehen süße Rüste,  
Ohne Rauschen roget der Bäume Meer  
Hoch in die sonnigen Lüfte.

Natur, in dein Leben still und kühl  
Siege ich selig versunken;  
Ein süßes Kindermärchengefühl  
Nacht mir die Sinne trunken.

Wolfgang Müller von Königswinter.

## Das Glöcklein des Glücks.

Roman von Ludwig Rohmann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der behaglichen Wohnstube in Dambigen saßen Pehold und Martha Prochnow einander gegenüber. Draußen klatschte ein schwerer Regen nieder. Mächtige Blitze gebärdeten sich, als wollten sie den schwarzen Nachthimmel in Fetzen zerreißen, und der Donner brach sich so hart am Herrenhause, daß die Wände dröhnten.

Martha saß dem Doktor gerade gegenüber, das Gesicht dem offenen Fenster zugekehrt. Die Hängelampe brachte nur ein gedämpftes Halbdunkel im Zimmer zuwege, die streng geschnittene, klassisch schöne Profilinie des Mädchentopfes ließ sie aber scharf, wie aus dem dunklen Untergrund eines Rembrandtschen Bildes hervorleuchten.

„Es wäre gewissenlos und jedenfalls ganz falsch verstandene Menschlichkeit, wenn ich Ihre Sorge beschwichtigen wollte. Ich denke nicht daran, Borkwürfe auszusprechen — namentlich jetzt nicht, da sie nichts mehr helfen können. So konstatiere ich also Tatsachen, wenn ich bedauere, daß Ihr Vater gar zu sorglos wider meine Vorschriften gelebt hat. Eine so vorgeschrittene Diabetes bedingt nun einmal die allervorsichtigste Lebensweise.“

„Mein Vater hat sich nichts verjagt,“ antwortete sie schwer. „Und ich beneide ihn darum, daß er's konnte! Das Leben ist doch nur dann etwas wert, wenn man's genießt. Leben!“ Ihre Stimme zitterte, ihre Brust hob und senkte sich, und ihre feinen Nasenflügel schienen zu bebren. „Leben — leben! Es muß wundervoll sein, sich frei und ganz ohne Rücksicht auszuleben!“

Pehold schob die Brille vor die Augen und sah scharf zu ihr hinüber.

„Ja ja,“ meinte er trocken, „es müßte. Ich hab' aber noch Keinen getroffen, dem's gegliickt wäre. Der Kagenjammer kommt allemal nach.“

Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Was wissen Sie denn vom Leben, Doktor! Sie sind ein Arbeitstier wie Millionen andere; Sie gehen am Leben vorüber und vergeßen keinen Augenblick, daß der Tod für das Ende unserer Tage die einzige Gewißheit darstellt!“

„Was ich vom Leben weiß, möchten Sie wissen? Na, das kann ich Ihnen sagen. Ich weiß, daß das Leben keine Trägheit duldet, und daß die Arbeit Anfang und Inhalt alles Lebens sein muß. Ich weiß ferner, daß Schönheit und Genuß nur Ruhepunkte, niemals Selbstzweck sein dürfen. Das ist meine Ansicht vom Leben, und da ich's ein paar Jahre länger kenne als Sie, mein gnädiges Fräulein, so dürfen Sie immerhin einmal darüber nachdenken, ob meine altmodische Anschauung nicht doch etwas für sich hat! Im übrigen handelt es sich jetzt leider darum, daß da drinnen ein Leben abläuft, ohne daß wir etwas dagegen tun können. Vielleicht entschließen Sie sich, Professor Zahn aus Königberg telegraphisch rufen zu lassen. Eine Amputation kann die Katastrophe vielleicht für kurze Zeit aufhalten.“

„So telegraphieren Sie, ich bitte darum.“ Es lag jetzt ein Ausdruck tiefer Dual in ihrem Gesicht. „Sinds auch nur wenige Tage, die wir gewinnen — ich will nicht darauf verzichten.“

„Aber Ihr Vater —, wird der's zufrieden sein?“ Sie starrte wieder verloren ins Leere. „Wenn Sie ihm nur die Hoffnung lassen — ja.“

Pehold stand auf. „Gut denn. Ich will zusehen, daß ich den Postverwalter unterwegs herausklopfen kann. Professor

Zahn wird dann wohl morgen mittag hier sein; ich will's so einrichten, daß ich um 11 Uhr hier bin.“

Martha trat dicht zu ihm heran. „Ich danke Ihnen, lieber Herr Doktor. Und was ich da vorhin gesagt habe — mein Gott, es kommen in meiner Einsamkeit oft seltsame Stimmungen über mich. Eine unbändige Lebenssehnsucht, und dann wieder ein Ueberdruß, der mich bis zum Ekel erfüllt. Können Sie das verstehen?“

„Vielleicht,“ brummte Pehold. „Barum leben Sie denn auch in Einsamkeit? Wenn Sie verheiratet wären, könnten Sie sich jedenfalls besser als jetzt ausleben — und vor allem: Sie hätten dann zum Lebensüberdruß gar keine Zeit.“

„Meinen Sie?“ Nun huschte wieder ein spöttisches Lächeln um ihren Mund. „Ich habe bisher noch nicht die Ueberzeugung gewinnen können, daß die Ehe oder doch wenigstens die Liebe das Allheilmittel für alles Sehnen ist. Aber vielleicht versuch' ich's eines Tages damit.“

„Nur versuchen? Mir scheint, es ist damit wie mit allen Wundermitteln: man muß dran glauben, sonst helfen sie nicht.“

„Der Regen hat noch nicht ganz aufgehört,“ sagte sie, ihm auf die Diele hinaus folgend.

„Tut nichts — mein Schimmel und ich sind an alle Wetter gewöhnt, und durch meinen Flausrock bringt kein Regen.“

„Wie Sie wollen. Gute Nacht, und noch einmal herzlichen Dank.“ Unter der Tür hielt sie ihn noch einmal auf. „Sind Sie heute bei Wannoffs vorübergekommen?“

„Ja — ich bin sogar dort gewesen, um meine Eve mit heim zu nehmen.“

„Ach, Eve war also dort. War wohl großer Feiertag drüben? Ulrich scheint sich ja recht herausgemacht zu haben. Die Journale bringen sein Bild, und ich habe ihn kaum wiedererkannt. Wenn die Bilder nicht geschmeichelt sind —?“

„Weiß ich nicht — ich habe keins davon gesehen. Aber ein hübscher, forscher Junge ist er jedenfalls. — Und nun noch einmal: Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ Sie ging langsam in die Stube zurück und trat ans Fenster, durch das eine köstliche Kühle hereinwehte. In der Ferne witterte es noch kräftig.

Martha stand unbeweglich und während sie die frische Luft in gierigen Zügen einzog, schweiften ihre Gedanken nach Wonneberg hinüber. Ob er wirklich so stark und männlich geworden war, wie auf den Bildern? . . .

Die Krankenschwester öffnete leise die Tür: „Herr von Prochnow ist aufgewacht und fragt nach dem gnädigen Fräulein.“

Ein Schatten flog über Marthas Gesicht. Da war die Rot wieder, da die Pflicht, und die träumende Sehnsucht ging daran unter.

„Ja komme,“ sagte sie schwer. Und langsam ging sie hinüber zur Krankenstube.

### III.

„Menschenskind — nun siehst du einmal, wie dein alter Vater sich durch's Leben schleppt. Keine Freude darf man sich gönnen — Hundsfottisch, sag' ich dir, solch ein Dasein!“

Ein Hustenanfall nahm dem Rittmeister das Wort vom Munde und Ulrich stützte ihn, bis der Kranke sich beruhigt hatte und erschöpft in die Kissen zurück sank.

„Vater, wir hätten doch auf den Doktor hören sollen. Wenigstens nach dem Abendessen durstest du nichts mehr trinken.“

„Ach!“ Wannoff machte eine verächtliche Gebärde. „Was der Doktor schon weiß —! Soll ich etwa wie ein artig Kind mit den Bühnern schlafen gehen, wenn ich wirklich einmal Grund habe, so recht von Herzen froh zu sein? Wir verderben uns ohnehin viel zu viel durch die ewigen Rücksichten. Ich hab's nun einmal nicht verstanden, mich weich zu betten und das Leben nach meinem Gefallen zu zwingen; aber nun will ich mir wenigstens nicht versagen, was mir für ein paar Stunden über den Kagenjammer fortzuhelfen kann.“

Ein erneuter Hustenanfall schreckte ihn auf, und Ulrich suchte ihn zu beruhigen: „Du solltest nicht so viel sprechen, Vater.“

„Nicht so viel —? Aber, Menschenskind, weshalb denn bloß nicht? Der Husten bringt mich nicht um, und ich will leben. Oder meinst du, es wäre mir einerlei, was denn nun aus dir wird!“

Ulrich horchte erstaunt auf: „Aus mir?“

„Ja, mein Jung — aus dir. Wenn ich's nicht bin, der sich um dich sorgt, dann tut's doch kein Mensch! Deine Mutter ist ja gewiß eine Kreuzbrave Frau; aber siehst du, die arbeitet zu viel. So ist deine Mutter. Eine ausgezeichnete Gutsfrau — wirklich ganz ausgezeichnet. Was aber über die Wirtschaft hinausgeht, — siehst du, das kennt sie einfach nicht! Und darum müssen wir zwei allein über deine Zukunft ins Reine kommen.“

Ulrich wußte nicht recht, was er aus all dem machen sollte, und er kämpfte vergebens gegen ein starkes Gefühl des Unbehagens an. Er begriff absolut nicht, was denn über seine Zukunft zu reden sei. Sein Weg war ihm doch vorgezeichnet, Hindernisse gab es nach der Heimkehr von der erfolgreichen Expedition doch überhaupt nicht mehr zu überwinden. Daneben aber floß sein Unbehagen noch aus einer anderen Quelle. Seine gesunde, kraftvolle Jugend hatte eine natürliche Abneigung gegen alles Krankhafte und Absterbende, und es quälte ihn, daß er dem Zustand des Vaters nicht größeres Mitleid entgegenzubringen vermochte. Vor allem aber tat die Art ihm weh, in der eben von seiner Mutter gesprochen worden war, es tat ihm weh, daß der Vater anscheinend gar nicht begriff, wie unendlich groß die Last war, die sie geduldig und mit immer gleichbleibender Aufopferungsfähigkeit trug.

Etwas von diesem Unbehagen klang in dem Ton, mit dem er nun fragte, was denn über seine Zukunft zu besprechen sei. Ob er etwa heiraten sollte?

„Heiraten?“ Der Rittmeister lachte krächzend auf. „Richtig, mein Jung — heiraten sollst du auch. Und das eben muß ich dir sagen: lein' hier aus der Gegend. Es ist immer eine Dummheit, wenn man nur eine Frau heiratet und nichts weiter. Eine Frau allein ist gut für ein paar glückliche Wochen — mitunter vielleicht auch für ein bischen länger — es kommt eben darauf an, was für Menschen sich da zusammengefunden haben. Wer etwas werden will, muß mit der Frau vor allem Verbindungen heiraten, Verbindungen und Geld. Ist die Frau dann dazu hübsch und nett, so kann das Nützliche einmal wirklich auch zum Vergnügen werden. Hier oben bei uns aber gibt's nur Mädchen und Geld — klogig viel Geld, das ist wahr. Für dich aber ist das zu wenig. Du mußt dir mal was in Berlin suchen, und deine junge Berühmtheit wird dir dabei sehr viel nützen. Ich hatte eine glänzende Zukunft und hab' mir alles verborben durch meine Heirat.“

„Vater!“ rief Ulrich gequält.

„He?“ machte Wannoff gelehrt. „Ist doch nur die blanke Wahrheit, wenns auch ein bißchen hart klingen mag. Ich hätte die Tochter meines Obersten heiraten sollen; das Mädchen war toll in mich verschossen, und ich brauchte nur zuzugreifen. Dabei ausgezeichnete Familie — der damalige Oberst wurde nicht lange danach Erzkanzler und Kriegsminister. Das Mädchen hat dann einen andern genommen, der noch ein Jahr jünger im Avancement war als ich — und der ist heute General im großen Generalstab. Also! und nun sieh mich an: Ich sitze hier auf meiner Kutsche und bin so ziemlich mit allem fertig!“

„Vater!“ rief Ulrich wieder, während er aufstand und erregt auf und nieder ging. „Ich kann's nicht ertragen, dich so reden zu hören. Wir beide, du und ich, haben doch wahrhaftig allen Grund, der Mutter dankbar zu sein für alles, was sie an uns getan hat.“

Wannoff folgte Ulrich mit forschenden Blicken. „Je, Ull, was hast du denn?“ fragte er dann unwillkürlich. „Ich hab' doch gar nichts gegen Muttering gesagt? Ich will dir doch man bloß klarmachen, daß man mit einer Heirat vorsichtig sein muß.“

„Das ist's ja eben!“ rief Ulrich wieder, und er vermochte seine Erregung nicht mehr zurückzuhalten. „Das heißt doch mit dünnen Worten, daß die Heirat mit meiner Mutter dir kein Glück gebracht hat und das ist nicht wahr — Vater, du mußt das doch auch wissen! Und weißt du's nicht, dann ist die Mutter doppelt zu beklagen!“

„Du bist erregt, Ulrich, und ich sollte das übernehmen; denn du verteidigst deine Mutter und fügst mir selbst ein schweres Unrecht zu, wenn du meinst, daß ich wider die Wahrheit gesprochen habe. Aber lassen wir das — ich will nicht empfindlich sein. Die Hauptsache ist doch, daß du dich hier nicht für die Ehe einfangen läßt. Geld haben wir selbst genug — darauf kannst du also zur Not schon verzichten, wenn die Verbindung nur sonst vorteilhaft für dich ist. Hier oben aber ist mehr als Geld nicht für dich zu haben.“

Ulrich blieb stehen. „Auch kein Glück?“ fragte er scharf.

Der Rittmeister verzog das Gesicht zu einer verächtlichen Grimasse.

„Ach, mein Jung — Glück! Was man so in jungen Jahren gemeinhin Glück nennt, das ist doch nur Blöde. Man meint, die Sonne einzufangen, und für die Ewigkeit festzuhalten, wenn man solch hübsches junges Ding in die Arme nimmt, und merkt erst, wenn's zu spät ist, daß man nur einen Rauch durchlebt hat. Aus der Ernüchterung ergibt sich dann die Gewöhnung, wenn die beiden Leute Takt besitzen und hübsch verständig sind.“

(Fortsetzung folgt.)



## Bazillen und Großstadtluft.

Von Dr. A. Land.

Es ist heute allgemein bekannt, daß die Luft stets Staubteilchen und Bakterien enthält, nur über die Mengen, in denen die Krankheitskeime die Luft durchsetzen, herrscht vielfach Unklarheit. Zwei französische Gelehrte, A. Sartory und Marc Anglais, haben neuerdings den Staub und die Mikroorganismen der Luft eingehend untersucht und die interessantesten Ergebnisse veröffentlicht.

Den Untersuchungen liegen die Pariser Verhältnisse zugrunde, sie lassen aber gute Vergleiche mit anderen Großstädten zu. Während der Jahre 1909—11 ermittelten die beiden genannten Gelehrten für eine der verkehrsreichsten Straßen der Stadt Paris, für die Rue de Rivoli im Durchschnitt 1460 Bakterien auf den Kubikmeter Luft. Etwa 3 Jahrzehnte früher betrug die entsprechende Zahl für dieselbe Straße nur 750, die Zahl der Bakterien hat sich also in der Luft dieser Großstadtstraße im Laufe von 30 Jahren verdoppelt. Bedeutend geringer ist diese Steigerung erklärlicherweise in den Anlagen der Stadt, so zeigt der Park Montsouris jezt 88 Bakterien auf einen Kubikmeter Luft gegen 75 vor 30 Jahren. Von diesen Keimen in den Großstadtstraßen kommen nach Angaben von Miquel nur etwa  $\frac{1}{10}$  mit dem Winde von Lande herein, die übrigen  $\frac{9}{10}$  haben ihren Ursprung im Innern der Häuser und im Boden der Straßen, besonders dann, wenn er staubig und trocken ist, und von jedem Fußgänger, jedem Wagen, Auto oder anderen Gefährt aufgewirbelt wird.

Betrachten wir noch einmal die Luft der Rue de Rivoli. Wenn wir sagen, der Kubikmeter Luft enthält im Durchschnitt 1460 Bakterien, so ist diese Zahl nicht immer gleich, sie schwankt sehr zwischen morgens, mittags und abends, sie schwankt auch zwischen Sommer und Winter, Frühling und Herbst. Die Zahlen für die einzelnen Jahreszeiten z. B. lauten: Frühling 2175, Sommer 1670, Herbst 1540 und Winter 514. Ueber die Schwankungen innerhalb des Tages mögen Messungen aus der Avenue de l'Opera Aufschluß geben. Im Juli 1911 enthielt 1 cbm der Luft dieser Straße nach vorangegangener Bepflanzung früh 7 Uhr 398 Bakterien, um 8 Uhr 450, um 10 Uhr, als sich der Verkehr belebte, 4300, um Mittag 7400 und um 2 Uhr des Nachmittags 10300, um 3 Uhr wurde dann wieder gesprengt und man zählte nur noch 5200 Bakterien auf den Kubikmeter Luft. Diese Zahl stieg aber bis um 7 Uhr abends wieder auf 10800, denn die Straße war bis dahin wieder trocken geworden. Man sieht, neben der Größe des Verkehrs spielt auch die Trockenheit eine ausschlaggebende Rolle bei der Zahl der Keime in der Luft. Wir hatten gesehen, daß die Zahl der Keime in einem Kubikmeter Luft der Rue de Rivoli sich in einem Zeitraum von 30 Jahren verdoppelt hatte. Der Verkehr ist aber in viel größerem Umfang gestiegen. Nicht man in Betracht, daß ein Kraftwagen das dreifache eines entsprechenden Pferdegewichtes leistet, dann sieht man, daß sich der Verkehr in den Hauptstraßen von Paris in den letzten 6 Jahren fast verdreifacht hat, die Zahl der Bakterien in der Luft hat sich innerhalb 30 Jahren aber kaum verdoppelt. Dieses Verhältnis kann man als sehr günstig bezeichnen.

Die Zahl der Bakterien in einem Kubikmeter Straßenluft schwankt also täglich ganz bedeutend, die größte Zahl, die gemessen wurde, ist 575 000, also über eine  $\frac{1}{2}$  Million. Sie wurde in der Avenue du Bois de Boulogne an einem heißen Sonntagnachmittag gegen 6 Uhr festgestellt. Um diese Zeit ist die Zahl der Spaziergänger und Wagen in dieser Straße eine ungeheure, dazu kommt die Trockenheit. An regnerischen Wochentagen wurden an derselben Stelle und zur selben Zeit nur 12 000 Keime in einem Kubikmeter Luft festgestellt. Also fast nur  $\frac{1}{50}$  der zuerst genannten Zahl.

Das ungünstige Bild verändert sich natürlich, so wie man aus der trockenen belebten Geschäftsstraße in den abgeschlossenen Park flüchtet. So zeigte die Luft im Jardin du Luxembourg um  $8\frac{1}{2}$  Uhr des Morgens im Schatten 159, in der Sonne nur 101 Keime in einem Kubikmeter Luft, die Zahlen sanken im Verlauf des Tages und betrugen am Mittag nur noch 137 und 60. Dieses Sinken der Bakterienzahl ist auf den Einfluß der Sonne zurückzuführen, die ja eine große bakterientödtende Kraft besitzt.

Ganz andere Zahlen liefert die Untersuchung der Luft geschlossener Räume. Auf den Kubikmeter Luft wurden in einem öffentlichen Restaurant gegen 11 Uhr morgens 40 000 Bakterien festgestellt, bis mittags  $\frac{1}{2}$  Uhr war diese Zahl schon auf 60 000 gestiegen. In einer großen Weinstraße konnten um 11 Uhr vormittags erst 3000 Keime auf 1 cbm Luft festgestellt werden, gegen 10 Uhr abends aber waren es 450 000. In den großen Warenhäusern schwanken die Zahlen zwischen 300 000 und 2 Millionen, in der Schauhalle eines Kaufhauses wurden sogar 4 Millionen ermittelt. Entsprechend sind auch die Zahlen für Museen und Ausstellungen. Auf einem wagnhof konnte man mittags über 2 Millionen Keime auf 1 cbm Luft feststellen, gegen 3 Uhr erreicht ihre Zahl schon 7 Millionen und an einem Sonntag nachmittag stieg sie infolge des großen Ausflugsverkehrs sogar auf 9 Millionen. Aber das ist immer noch nicht der Rekord, er wird von einer Gemäldegalerie gehalten, in der aus Anlaß einer besonders interessanten Ausstellung an einem Sonntag 14 Millionen Bakterien in einem Kubikmeter Luft gemessen wurden.

### Was sich die Albanier erzählen.

Die Vorstellungswelt und das Wesen der Albanier spiegeln sich lebendig in den Märgen und Legenden, die in diesem unruhigen Berglande noch heute von Mund zu Mund gehen und den Kindern

erzählt werden. E. de Danilowicz gibt in der „Quinzaine“ einige fesselnde Proben aus dem Märchenreichtum der Albanier. Da ist zum Beispiel die Geschichte von den drei Töchtern. „Es war einmal eine alte Frau, die sehr krank wurde. Sie besaß drei Töchter; Martinang (die Spinne) hieß die erste, die war gar sorglos und hübsch und dachte immer nur an ihr Wohlergehen. Die zweite hieß Mijal (die Grille), die war noch sorgloser und verbrachte ihre Tage nur mit Singen. Die dritte aber hieß Mleta (die Biene), die war gar fleißig und konnte nicht eine Stunde am Tage müßig sein. Als die arme alte Frau sich in ihrem Bette nicht mehr umdrehen konnte, rief sie ihre älteste Tochter herbei, auf daß sie ihr helfen möge. Die Tochter aber sagte: „Ich spinne mein Gewebe und lang mich nicht stören lassen.“ Da sah sie die Mutter an und sagte: „Bereite du immer vor, ohne je zu Ende kommen zu können.“ Dann rief sie die zweite Tochter, die aber sagte: „Ich singe und ich kann meinen Gesang nicht unterbrechen.“ Die arme alte Mutter lächelte traurig und sagte: „Singe, singe, bis du auf dem Rücken stirbst.“ Und so stug die Grille immer und stirbt ausgeblutet, mit dem Rücken auf einer Pflanze liegend. Die dritte Tochter aber half der Mutter und bereitete ihr ein Gericht, das sie stärkte. Da sagte die Mutter: „Du sei gesegnet! Du wirst das Licht deiner Ahnen sein und die Kost der Lebenden.“ Und so bereitet denn die Biene das Wachs für die Kerzen der Toten und den süßen Honig für die Lebenden.“ Die Bienen genießen noch heute bei den Albanern eine fast mythische Verehrung, und nie wird der Albanier, der gern eine derbe Sprache führt, in einem Hause fluchen, bei dem es Bienenstöcke gibt.

Graufamer ist ein anderes Märchen, das an die dunklen Zeiten der Menschenopfer anknüpft. „Es waren einmal drei Brüder, die hatten drei Schwestern geheiratet; nun arbeiteten sie an dem Bau einer gewaltigen Mauer. Aber immer wieder stürzten in der Nacht die Steine zusammen, und so konnten sie ihr Werk nicht vollenden. Da kam eines Tages ein Greis vorüber, sah ihnen zu und sagte: „Ehe ihr nicht mit Menschenblut das Schicksal beschwichtigt, werdet ihr nimmer ans Ziel kommen.“ Nun aber war es der Brauch, daß jeden Tag eine der Frauen den drei Brüdern das Mittagbrot brachte. Die Brüder beschloßen: „Jene von unseren Frauen, die uns morgen das Mittagbrot bringt, soll als das Opfer fallen.“ Allein die beiden älteren Brüder vergietten ihr Geheimnis daheim ihren Frauen. Am nächsten Tage fand die Frau des Älteren eine Ausrede, um das Mittagbrot nicht den Brüdern zu bringen, nicht anders tat es die zweite, und so ging denn die jüngste Schwester, die gerade ihr Kind stillte, hin zu der Mauer und brachte den Brüdern das Essen. Als sie kam, sah sie, daß ihr Mann zu weinen begann und davonging. „Was ist geschehen?“ fragte sie. „Ach, nichts“, meinte der älteste der Brüder, „ein Anulet ist hinab in den Brunnen gefallen und er kann es nicht wieder finden.“ „So werde ich gehen und es suchen“, sagte die jüngste der drei Schwestern und stieg in den Brunnen hinab. Als sie aber in der dunklen Tiefe war, begannen die beiden Brüder Stein auf Stein auf sie hinabzuwerfen. Da wußte die junge Frau weshalb ihr Mann so bitterlich geweint hatte und davongegangen war, und unter Tränen bat sie die beiden Brüder, in dem Steinhäufen eine Rude für die Mutterbrust zu lassen, auf daß sie ihr kleines Kind weiter nähren könne. So geschah es, und selbst nach ihrem Tode nährte sie das Kind und die Milch versiegte nicht, ehe das Kind groß geworden war.

Noch heute, wenn man unter der Führung von Albanern die Berghöhlen besucht und die Stalaktiten sieht, erzählt einem der Führer, wenn er einem wohlgefällt, dieses alte Märchen. Denn nach dem Volksglauben sind die Stalaktiten die Milch aus der Brust jener armen jungen Mutter, die geopfert wurde, auf daß die Männer ihr Wert vollbringen könnten und die bei ihrem Sterben an nichts anderes dachte, als an ihr kleines Kind.

### Bermischtes.

§ Die gezähnten Haare vom Gensbart. Im Bräustübl zu Berchtesgaden, so wird den „Müsch. N. N.“ erzählt, wollte einer von der Gilda der Scharschützen einen Gensbart kaufen, der auf 60 Mark gewertet war, und erbot sich, für jedes „Haar!“ 3 Pfennig zu zahlen, das sei Geld genug. In später Abendstunde endete die mühselige Genshaarzählerei und ergab 3400 Stück, macht über 100 Mark. Darob sollen dem Gensbartkäufer die eigenen Haare zu Berge gestanden haben.

§ Ein neues anästhetisches Mittel. Nach den Mitteilungen des angesehenen Londoner Chirurgen Forbes Ross ist es ihm gelungen, durch die Kombination von zwei Arzneimitteln ein einfaches, völlig ungiftiges Anästheticum zu finden, das den Patienten auch gegen die langwierigste und gefährlichste Operation unempfindlich macht und ihm überdies die Schmerzen nach der Operation erspart. Das Präparat besteht aus einer einprozentigen Lösung von Chinin und harnsaurem Hydrochlorid. Das Mittel ist überaus

einfach im Gebrauch und kostet so wenig, daß eine Injektion auf nicht mehr als etwa 50 Pfennig zu stehen kommt.

§ Wie entsteht Kurzsichtigkeit? Allgemein wird angenommen, daß Kurzsichtigkeit durch das Naheheranbringen eines Gegenstandes an das Auge bedingt werde. Diese Annahme widerlegt G. Lewinson, indem er nachweist, daß die Bewegung des Numpfes und Kopfes bei der Arbeit die Veranlassung ist. Das Auge fällt dabei nach vorn, und es entstehen Zerrungen, besonders des Sehnerven, die eine Längsdehnung des Augapfels zur Folge haben. Er stützt sich bei dieser Theorie auf Erfahrungen bei verschiedenen Berufen und eine Anzahl Tierversuche, sowie anatomische Befunde. So erzielte er bei Affen durch entsprechende Versuchsanordnung bei Beugen des Kopfes künstliche Kurzsichtigkeit. Zur Bekämpfung der Kurzsichtigkeit wird daher der geraden Körperhaltung erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden müssen.

§ Leonardo über hygienische Lebensführung. Wer in Mailand in der Biblioteca Ambrosiana nach dem Codex atlanticus des Leonardo fragt, erhält mit vieler Lieblichkeit zwar das nicht wie ein Juwel gehaltene Original, aber die aus Photographien nach dem letzteren hergestellte Kopie in die Hand. Wer darin blättert, wird mitten unter mathematischen Berechnungen, Geometrielehren, Entwürfen zu Kuppelbauten, Flugzeugkonstruktionen, ballistischen Untersuchungen, Entwürfen zu Kriegsmaschinen, Malerregeln, geistreichen Gedichten und moralisierenden Fabeln einige Verse entdecken, in denen Leonardo Zeit findet, auch seine Ansicht über eine hygienisch vernünftige Lebensweise auszusprechen. Als Keiner, aber merkwürdiger Beitrag zu der Stuttgarter Gesundheitsausstellung möge diese Ansicht hier mitgeteilt werden: „Wenn du gesund willst bleiben, so halte folgende Regeln: Ist nicht ohne Bedürfnis, und abends nur leichte Speise. — Raue gut, und was du auch immer mögest genießen, laß es gelocht sein gut und von einfacher Art und Gestaltung. — Nimmst Medizin du ein, so bist du gar schlecht beraten. — Hüte vor Zorn dich und weide übermäßige Trauer. — Wenn du vom Essen kommst, so halte dich stehend und aufrecht. — Nicht gut ist es, zur Mittagszeit im Bette zu liegen. — Wohl temperiert sei dein Wein, trink wenig von ihm und öfter, doch bei der Mäßigkeit nur, und nie in den leeren Magen. — Halte den Stuhlgang zur Zeit und ohne ihn zu verschieben. — Alles Zuviel auch ist zu vermeiden bei Übung des Körpers. — Schlaf auf dem Bauch nicht noch bei überhängendem Kopfe, und den Körper schütze bei Nacht mit der wärmenden Decke. — Gönne Ruhe dem Kopf und bewahre fröhlichen Sinn dir. — Ausschweifungen vermeide und halte Diät ein.“

### Fortpflanzung.

77 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000. Diese Zahl stellt einen ganz unmöglichen Gedanken dar. Jeder kennt unseren gemeinen Löwenzahn, diese Pflanze, die sich so schnell vermehrt, daß sie die Verweilung des Landbauers bildet. Nun denn, wenn man nur eine Pflanze dieser Gattung nimmt und annimmt, daß aus jedem Samen dieser Pflanze eine neue Pflanze wird, und diese Pflanzen sich ebenso ungehindert fortpflanzen würden, dann würde obige Ziffer die Zahl der Löwenzahnpflanzen darstellen, die wir im Zeitraum von 10 Jahren auf Erden zu vernichten hätten. Glücklichweise leimt aber nicht jeder Same und auch unter den Keimen selber und unter den Pflänzchen räumt der „Tod“ auf. Daß er das aber tut, dafür können wir ihm nur Dank sagen. Namentlich bei den niederen Organismen ist die Vermehrung eine ganz außerordentliche. Es gibt kleine Pilze, die sich in wenig Stunden um des Billionenfache vermehren, und wenn sich die mikroskopischen Tierchen, die wir als Kolliferen kennen, ungehindert vermehren könnten und kein Tod sie zerschänden würde, dann würden sie allein imstande sein, in 10 bis 12 Stunden alles andere Leben zu hemmen. Eine Blattlaus hat in der fünften Generation 5904 Millionen Nachkommen, und diese Generationen kommen in wenigen Tagen zustande. Eine Bienekönigin legt an die 100 000 Eier, die zusammen das 111fache ihres Körpergewichts betragen. In Kuffern hat man 2 Millionen, im Karpfen 600 000, im Hering 1 Million Eier gefunden. Ein einziges Taubenpaar würde in sieben Jahren 10 Millionen Nachkommen haben, ein Hasenpaarchen in ebensoviel Jahren 15 Millionen! Zahlen, die beweisen, wie gut es ist, daß im Kampf ums Dasein so viele Lebewesen untergehen.

Summarisch. — „Deine Frau heidet sich nicht vorteilhaft.“ — „Ach, über den Gelsen und mit meiner Frau läßt sich nicht streiten.“

Umgekehrtes Verfahren. — „... „Süße Maus“ hat er mich genannt. . . Und er wird mit in die Falle gehen.“

Verantwortlicher Redakteur: Paul Schupp

Druck und Verlag der B. Meyer'schen Buchdruckerei, Altensteig



Fahrrad-Vertreter: Paul Schupp, Altensteig, Karl Korn, Pfalzgrafenweller.